

1990er KJG Aufbau Ost: Osten als strategisches Projekt?

Religiös-politisches Coming out – Neue Blickwinkel

Wiedervereinigung ist DAS Thema der 1990er. Auch die KJG wendet sich den ostdeutschen Bundesländern zu. Das ging nicht immer ohne Holpern vonstatten, erinnert sich Manfred Leppers. Er war in den 1990ern Bundessekretär und beauftragt mit der Aufbauarbeit Ost.

Wie war denn die Stimmungslage in der KJG nach dem Mauerfall?

Das war so eine Mischung aus Aufgeregtheit und Skepsis. Mein Eindruck war, dass die Bundesleitung das damals strategisch gesehen hat. So ungefähr: „Wenn sich das Land flächenmäßig um 1/3 vergrößert, dann können wir nicht abseitsstehen, wenn andere Jugendverbände im Rahmen des BDKJ ihren Fuß dort hineinsetzen. Auch wenn der Osten säkularisiert und ansonsten eher protestantisch als katholisch ist.“ Also so ein kleines Bisschen wie die Expansion von Aldi, Lidl und Konsorten. Natürlich auf einer anderen sozialen Ebene, aber strategisch gedacht war das schon so. Es war dann auch sehr persönlich ...



Wie persönlich? West - in Person von Manfred Leppers - trifft Ost?

Hmhm, ja, weil wir ja unsere Fühler ausgestreckt haben, Kooperationspartner gesucht haben und erste Treffen und Begegnungen stattfanden, zum Beispiel in einem Magdeburger Vorort, in einem Jugendheim – da saßen dann eine Jugendgruppe und Verantwortliche und wir haben uns vorgestellt ...

Was waren deine ersten Eindrücke vom Osten?

Ja, das war alles nicht so mit Westkonsum versorgt ... Also, die Bahnfahrt da hin war endlos und dann gab es keine Unterbringungsmöglichkeiten ... es wurde dann privat übernachtet oder eine Luftmatratze ins Jugendheim gelegt. Es fehlte die ganze Infrastruktur. Kam uns schon vor wie Pionierarbeit.

Was ist dir an West-Ost-Unterschieden in Erinnerung?

Der Habitus der Sprache. Wir waren in unserer KJG-Verbandsstruktur konferenzgeübt. Wir kamen im Osten mit Menschen zusammen, die in Aufbruchstimmung waren, sich aber noch nicht so auszudrücken wussten. Die konnten das nicht so richtig in Worte fassen, was sie wollten. Für mich hat das zu einem kommunikativen Gefälle geführt. Wir wussten auch manchmal nicht so genau wie wir an das rankommen konnten, was unser Gegenüber bewegte. Das war schwer, meta zu kommunizieren.

Waren die nicht vielleicht einfach viel ehrlicher und direkter?

Ja, doch, auch. Die hatten auch nicht diesen „Konferenzsprech“ drauf, bei dem man seine Emotionalität signalisiert, aber weiterhin unter Kontrolle halten will. Die hatten allerdings etwas anderes drauf: Eine eher geübte Schweigsamkeit. Im Sinne einer Jahrzehnte lang unterdrückten Authentizität. Weil das in der DDR nicht gewünscht war. Jede*r, die*der katholisch war und engagiert, musste das verstecken, wenn man mal von den letzten Monaten der DDR absieht, in denen viele dann ihr religiöses und politisches Coming out hatten. Im Prinzip ist das vier Jahrzehnte unter dem Deckel gewesen.

Waren das nicht einfach unterschiedliche Passungen – nicht ein kommunikatives Gefälle, wie du eben gesagt hast?

Hm, ja, könnte man sagen ... Es wird aber dann zum Gefälle in Situationen von Entscheidungen, allein

wenn es da die Schnelleren und Langsameren gibt oder die Dominanteren beziehungsweise Zurückhaltenderen. Das ist nichts, was wir gewollt haben, aber im Nachhinein ist mir aufgefallen, dass mit dem, was wir wollten, wir genauso strategisch, planerisch, zielbewusst waren wie eben auch Wirtschaftsunternehmen, die da auf der grünen Fläche neue Märkte aufgebaut haben ... Nicht mit dieser Kaltschnäuzigkeit, aber mit der strategischen Planung, der jemand erst mal ausgeliefert ist, der dem nichts entgegensetzen hat ...

Versteh ich das richtig, du glaubst, dass ihr die ostdeutschen Jugendlichen überrannt habt?

Ja, das haben wir teilweise. Es gab auch Widerstände: In Görlitz und Erfurt gab es zum Beispiel so verbandsähnliche Strukturen, es existierten Pfarrjugenden – so, als wenn es hier im Westen nur den BDKJ gegeben hätte, als Dach für eine direkte Mitgliedschaft. – Diese Verbände waren auf eine Fusion gar nicht so erpicht, wollten nur eine Zusammenarbeit. Gruppen in Magdeburg oder Ostberlin, die da an Pfarren angegliedert waren, die waren viel aufgeschlossener und hatten sogar große Lust, der KJG beizutreten und mit drei vier Ortgruppen erst mal einen Diözesanverband zu gründen, weil man als Pfarrgruppe ja nicht direkt dem Bundesverband beitreten konnte.

Es gab aber auch so etwas wie den Mauerfall in KJG-DVs ...

Ja, das betraf die Bistümer Hamburg und Berlin, die waren grenzüberschreitend über die innerdeutsche Grenze hinaus. Mit der Wiedervereinigung waren dann plötzlich westdeutsche KJG-DVs für die erst mal fremden Gebiete in Ostdeutschland zuständig. Die haben wir dann in unsere Nord-Ost-Arbeitsgruppe geholt, das fand ich echt fruchtbar, weil darin zu gleichen Teilen ehrenamtliche Leute aus Ost und West zusammensaßen, für zwei drei Jahre. Das war ein guter Schmelztiegel, da haben dann auch mal die Osis den Wessis die Leviten gelesen und auf eigene Widersprüche hingewiesen ...

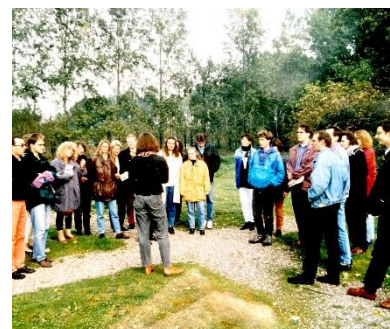


Welche Leviten wurden den Wessis gelesen?

Vor allem im Bereich „Männer – Frauen-Arbeit“, also Geschlechtergerechtigkeit. Das hat die Osis befremdet, weil die sagten: „Aber, wir sind doch hier gleichberechtigt, bei uns manchen die Frauen doch alles.“ Das zweite war die Ökobewegung und Anti-Atomkraft oder auch Luftreinhaltung. Das war ihnen zuerst mal fremd, da gleichzeitig ist 50 % bis 70% der Industrie auf dem Gebiet der ehemaligen DDR stillgelegt wurde. Die hatten da Stillstand ohne Ausblick auf eine Wiederbelebung. Von daher empfanden die diesen Umweltgedanken nahezu als arrogant. Nach dem Motto: „Das können sich die erlauben, die wirtschaftlich auf einem hohen Ross sitzen“, zumal die Wessis ihnen gefühlt ihre Industrie zugemacht hatten. Für die Osis war das Sozialromantik.

War denn aus den Ost-DVs so etwas wie Revolution zu spüren?

Das war durchmischt. Bei einigen war schon Revolution zu spüren, so nach dem Motto: „Wir sind jetzt hier ein System losgeworden, dem wir uns Jahre lang beugen mussten.“ Das waren dann auch die Verbandsskeptiker, die sagten: „Wir gehen jetzt nicht schon wieder in so Strukturen rein, die uns dominieren und in denen wir womöglich unsere Freiheit verlieren.“ Da musste man schon mal drüber nachdenken, zum einen sind wir demokratisch organisiert – zum anderen gibt es aber ja in einem Verband auch verknöcherte Strukturen und Machtverhältnisse, das haben die uns natürlich auch gespiegelt und gefragt: „Ist das wirklich jetzt das Neue?“ Damals war auch schon deutlich, dass Jugendliche sich nicht mehr so lange an eine Organisation binden.



Gemeinsam gerungen habt ihr mit den Bischöfen ... Das Bistum Berlin zum Beispiel wollte die Jugendarbeit dem Bischof unterstellen ...

Die Bischöfe hatten sich ja schon Jahrzehnte lang mit der KjG herumgeärgert, nicht alle, aber die damals machtvollsten. Die haben die Chance gewittert, da in den Ost-Bistümern von vorneherein neue Strukturen zu schaffen. Es gab Bemühungen, einen Riegel vorzuschieben, darauf sind auch einige konservativere Pfarrverbände eingegangen – die haben sich dann nicht Richtung Westverbände orientiert. Es gab aber auch etliche, die gemerkt haben, dass sie nicht unter dieses autoritäre Joch ihrer Hirten wollten. Ich kann mich erinnern, dass wir die KjGler*innen in Berlin auch als Bundesebene sehr unterstützt haben, weil die ständig zum Bischof zitiert wurden. Uns ging es da gar nicht um Mitgliederzahlen, wir waren damals im Westen 100.000. KjGler*innen und im Osten waren es wohl so 1.000 bis 2.000 ...

Das waren ja zwei sehr ungleiche Flügel – Ost und West – wie hat sich das denn entwickelt?

Ich kann mich gut erinnern, dass bei den letzten Bundeskonferenzen, an denen ich teilgenommen habe, das war dann 1994/95, dass da dann einige Delegationen aus den Ost-Diözesen saßen, die dann bei ihrer Vorstellung auch noch besonders beklatscht wurden. Die dann aber auch ihren festen Platz hatten und sich zu Wort meldeten – die waren dann im Verband angekommen. Eine erste Stufe der Normalisierung war dann erreicht.